



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus dem Leben der Hindu. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die letzteren sind uns nicht bekannt. Ganz richtig ist ferner, daß sein Amt ihn in eine Stellung drängte, die nicht ganz mit der Richtung seiner Jugend übereinstimmte. Viele Jahre, erzählt Barmhagen, ging er mit dem Vorhaben um, als Hauptwerk seines Lebens einen Roman zu schreiben, wie etwa „Wilhelm Meister“. Als Studien dazu wollte er ein paar Bände Novellen liefern, die besonders das Leben der untern Stände schildern sollten. — Nicht ohne Feinheit ist auch die folgende Bemerkung: „Schleiermachers ganzer Stil krankt an seiner Uebersetzung des Platon, diese aber an dem unglücklichen Versuch, die griechischen Partikeln wiederzugeben. Diese spielen in seinem Denken und Schreiben eine so wichtige als nachtheilige Rolle. Er fühlte sehr wohl die Macht und den Sturz dieser Ausdrucksweise, die jedoch mehr eine Begleitung, ein umgebender Duft, ein schimmerndes Beiwerk ist, als die Sache selbst. In der That sind ebenso auch seine Gedanken keine festen Grund- und Kerngedanken, wie Fichte und Hegel sie haben, sondern meist nur Modifikationen, Näherungen, Umgehungen, Zurechtstellungen, wobei die Substanz entweder fehlt, oder anderweitig entlehnt werden muß. Unglücklicher noch fällt seine Schreibart durch solchen Mißstand auf; hier wird, was dort noch oft ein anmuthig verdecktes Negative ist, zu positivem, plumpem Auswuchs: die griechische Luft wird zu dickem Dunste; die leichtbeschwingten, beweglichen Vögel, anstatt zu schweben und zu flattern, fallen bleiern zu Boden, die Gelenke erstarren, und kaum daß ein kriechendes Gewürm noch einiges Leben zeigt! Schleiermacher war nicht ohne Bewußtsein hierüber, er selbst versicherte einmal in Halle, in jeder seiner Perioden wisse er ein geheimes Gebrechen versteckt, in vielen könne er es bestimmt angeben, und er meinte, dergleichen müsse man mit Ergebung tragen, wie ein äußerliches, körperliches Gebrechen.“

Julian Schmidt.

Aus dem Leben der Hindu.

Die folgenden Schilderungen entnehmen wir dem Nachlaß Leopold's von Drlich, der soeben als Schluß des bekannten Werkes des Verewigten, von Dr. Karl Böttger geordnet und durch eigne Beiträge wesentlich ergänzt,

die Presse verlassen hat. *) v. Orlich war einer der besten Kenner Indiens, und wenn die Form seiner Schriften Einiges zu wünschen übrig ließ, so war der Inhalt stets bedeutend. Dies gilt auch von gegenwärtiger Arbeit; sie verräth, namentlich in den ersten Kapiteln, vielfach die Schwierigkeiten, die sich dem Herausgeber bei der Ordnung des vorhandenen Materials unter bestimmte Gesichtspunkte entgegenstellten und besteht eigentlich mehr aus einzelnen lose zusammenhängenden Abhandlungen, die ihrerseits wieder zum Theil mehr musivisch aneinander gereimte Notizen und Gedanken als systematisch verbundene Erörterungen sind. Aber der Inhalt ist in hohem Grade interessant und lehrreich, vieles wenig oder gar nicht Bekannte wird in helles Licht gerückt, eine Fülle von Beispielen belegt die einzelnen Behauptungen, und wenn der Herausgeber in seiner Pietät gegen den Sammler des Materials da, wo dieser zugleich Verfasser des Buchs war, zuweilen zu rücksichtsvoll verfahren ist und namentlich Wiederholungen nicht hinreichend vermieden hat, so hat er sich andrerseits als Vervollständiger sehr anerkannterwerthe Verdienste erworben.

Indem wir das Werk allen Freunden der Culturgeschichte und Völkerkunde angelegentlich empfehlen, lassen wir im Nachstehenden einige Auszüge folgen, die sich zunächst auf die gegenwärtigen Zustände des Hinduvolkes beziehen und insofern von besonderem Interesse sind, als die Gegenwart nicht selten mit der Vergangenheit verwechselt wird.

Denken wir bei Indien zunächst an die seltsam strengen Kastenunterschiede des Volkes, so wird hier nachgewiesen, daß dieselben in weiten Kreisen nicht mehr sind, was sie waren. So treu auch die Mehrzahl der Hindus an den Gesetzen und Meinungen der Väter festhielt, so haben doch die Jahrhunderte mit ihren großen Erschütterungen, von denen wir nur den Buddhismus, den Einbruch der Mohammedaner und die Eroberung des Landes durch die Briten nennen, nicht vergeblich am Herkommen gerüttelt. Die ursprünglichen vier Stände sind theils vernichtet, theils durch Vermischung in zahlreiche Unterkasten aufgelöst worden, und nur die Brahmanen bewahren in großen Strichen noch die alten Bräuche, Reste der alten Lehre und das alte Ansehn. Aber auch hier ist Vieles anders geworden. Das Leben dieser Volksklasse sollte ursprünglich ein steter Gottesdienst, ein unablässiges Streben nach Heiligung durch Studium der Religionsbücher, Gebet und Übung sein. Jetzt

*) Indien und seine Regierung. — Nach den vorzüglichsten Quellen und nach Handschriften von Leopold von Orlich. Zweiter Band. Zweite Abtheilung. Auch unter dem Titel: Culturgeschichte Indiens, enthaltend Schilderungen des Kastenwesens, religiösen Lebens, des Volkscharacters, der Erziehung und Mission, der Kunst und Wissenschaft, der Regierung und Verwaltung, der Producte, des Handels und der Finanzen, des Landbaues und der Meeres. Mit Benutzung des Nachlasses von L. v. Orlich und nach den vorzüglichsten Quellen von Dr. Karl Böttger, Professor am Gymnasium zu Dessau. — Leipzig, Verlag von Gustav Mayer. 1861.

verstehen unter ihnen nur noch wenige die Sprache der Vedas; was sie als Lehre derselben vortragen, ist ein Gemisch von Ephemem und Falschem, und von den Weisungen der heiligen Schriften betonen sie meist nur solche als unverbrüchlich, welche für die Priester von Vortheil sind. Sehr selten ist es unter ihnen geworden, den weltlichen Freuden zu entsagen oder sich als Büßer körperlichen Qualen zu unterwerfen. Das Gebot Reichthümer und Wohlthaten vor Allem den Brahmanen zuzuwenden, wird wenig mehr beachtet, und die Zahl derer, die auf diese Weise ihr Leben fristen, ist gering. Daher sieht man heute den Brahmanen in allen Geschäften des Lebens, selbst in solchen, die für diese Kaste als entwürdigend gelten, besonders aber im Krieger- und Bauernstand thätig. Im südlichen Indien hat er sich fast aller Aemter bemächtigt, welche der Schreibkunst bedürfen. Sie sind die Minister der Radschas, die Rechnungsführer der kleinsten Orte, die Religionslehrer. In Hindostan und Dekan dagegen sind auch viele Mohammedaner im Besiz von hohen und niederen Aemtern. Je mehr der Brahmane sich weltlichen Dingen widmete, desto mehr verlor er an religiösem Einfluß. An den Ufern des Ganges hat seine hierarchische Gewalt beinahe ganz aufgehört, und die Herrschaft über die Gewissen wird weit mehr von gewissen Mönchsorden als von der Priesterklasse geübt, wenn auch die Verwaltung der Tempel und die Leitung religiöser Handlungen letzterer verblieben ist. Größer ist ihr Einfluß im westlichen Hindostan und im Mahrattenlande, doch haben sie auch dort viel von der Anhänglichkeit des Volkes eingebüßt. Im Allgemeinen gilt, daß die Brahmanen Vieles von ihrer früheren Geltung verloren, die Kasten dagegen, welche aus der Vermischung der beiden letzten von den ursprünglichen vier, das heißt der Vaisjas und Sudras, entstanden sind, in ihrer Stellung bedeutend gewonnen haben, und daß der Brahmane nur da, wo sich der alte Glaube erhalten hat, die alte Verehrung genießt. Hier sieht man noch heute Hindus niederer Kaste den Staub, der von der Brahmanen Füßen fällt, sammeln, um sich desselben als eines Heilmittels zu bedienen, hier noch heute Sudras die Blätter, welche ein Brahmane beim Mahl als Teller benugt, auflesen und verehren, weil sie dadurch die Gewißheit zu erlangen meinen, nach dem Tode als Brahmanen wiedergeboren zu werden.

In Bengalen sind die Vaisjas und Sudras als reine Kaste ausgestorben, auch die Kshatrijas sind hier selten. Dagegen gibt es hier und anderwärts neben den Brahmanen eine Unzahl jener gemischten Kasten — in der Gegend von Puna allein an 150, in Meisor sogar 486 — von denen aber jeder Einzelne sich mit peinlicher Sorgfalt gegen die andern abschließt, weder in sie, noch aus ihnen heirathet, ihnen weder Gastfreundschaft gewährt noch mit ihnen ist. Indes wird der Kastenstolz gelegentlich durch Noth oder Zwang gedemüthigt. Bei der großen Theuerung, die 1838 in den Nordwestpro-

vingen stattfand, sah man Brahmanen gierig die Reste verschlingen, welche die Dhoms (die niedrigste Kaste) von ihrem Mahl übrig gelassen. Zu Lord Hastings Zeit befanden sich gegen zwanzigtausend Leute aus Driffa, meist höhern Kasten angehörig, in Calcutta als Dienende. Einem derselben befahl der Generalgouverneur eines Tages ein Waschbecken zu reinigen. Jener weigerte sich, da er seine Kaste dadurch zu beschimpfen meinte. Hastings drohte darauf, ihn und alle Angehörigen seiner Klasse aus der Stadt zu verweisen, und die Drohung half. Die Driffa-Leute beriethen sich und beschloßen, daß jener zu gehorchen habe.

Am strengsten halten noch die Nadschputen auf das Herkommen, und es geschieht unter ihnen nicht selten, daß sie sich das Leben nehmen, wenn ihre Kastenspflicht verletzt worden ist. Im Jahr 1776 gingen einige Mohammedaner durch ein Nadschputendorf bei Baroche und warfen dabei zufällig einen Blick in ein Haus, in dem eine alte Frau ihr Essen verzehrte. Als sie dieselbe essen sahen, zogen sie sich sofort zurück, aber die Alte empfand das Unglück und den Schimpf, der ihr durch das bloße flüchtige Zusehen von nicht zu ihrer Kaste Gehörigen bei ihrem Mahl widerfahren, so tief, daß sie ihn nicht überleben zu dürfen meinte. Sie hat ihren Enkel, sie zu tödten. Dieser suchte ihr vergeblich ihr Vorhaben auszureden. Als sie sich allein sah, versuchte sie sich den Kopf an der Mauer einzustoßen. Der Enkel fand sie bei seiner Rückkehr im fürchtbarsten Zustand und in Todesschmerzen. Sie flehte ihn an, jetzt das Opfer an ihr zu vollziehen, und er gehorchte, indem er ihr den Dolk ins Herz stieß.

Wie tief das Festhalten an Recht und Ruhm der Kasten in einzelne Kreise gedungen ist, beweist ferner der Stamm der Bhats, der in Guzerat und dessen Nachbarschaft lebt. Die Glieder desselben stehen im Ruf großer Heiligkeit und sind die Varden des Volkes, die Bewahrer von Stammbäumen und Familienüberlieferungen, vorzüglich aber die Bürgen bei Verträgen. Ist ein Abkommen von ihnen garantirt, so glauben sich die Betreffenden in ihren Rechten und Verpflichtungen vollkommen gesichert; denn sollte einer der contrahirenden Theile in der Folge den Vertrag zu brechen wagen, so kommen die Bhats, die als Gewährsmänner gedient, mit ihren Familien zusammen und tödten sich, ihr Blut aber fällt rächend auf den Unredlichen, der seine Pflicht nicht erfüllt hat, und der Glaube an ihre Verwünschungen ist so allgemein verbreitet, daß solche Selbstopferungen nur selten nöthig werden.

Die verachtete Klasse der Parias, die eine Klingel am Hals tragen mußten, um den Brahmanen vor ihrer Annäherung zu warnen, findet sich im heutigen Indien nicht mehr. Ebenso wenig herrscht noch das Gesetz, nach welchem die Kaste der Paleahs keine Wohnung haben und von dem Brahmanen, der ihnen begegnete, ohne Weiteres niedergehauen werden durfte.

Die Sudras haben sich in einigen der von ihnen herstammenden Kasten, namentlich in den Gayots, so erhoben, daß letztere den Brahmanen an Kenntniß und Einfluß in manchen Gegenden fast gleichstehen. Ueberhaupt hat das Kastenwesen zwar die Entwicklung des Volkes als Ganzen in verderblichster Weise gehemmt, dem Unternehmungsgeist der Einzelnen aber wenigstens in den letzten Jahrhunderten keine unübersteiglichen Schranken gesetzt. Es gibt keinen indischen Hof, an dem nicht Männer zu finden wären, welche aus den niedrigsten Stellungen zu den höchsten Aemtern gelangten. Die Regierungen der Großmoguln, der Könige von Audh, der Nizams, der Peischwas und der Sikh-Maharadschas sind Beispiele davon. Der letzte Peischwa hatte zu verschiedenen Zeiten zwei erste Minister, von denen der eine vor seiner Erhebung Priesterdiener und Tempelsänger, der andre Käufer gewesen war, der Premier des Radschas von Jeypur war ursprünglich Wartscherer, der Stammvater der Holtars Ziegenhirt, der Urahn der Scindias Bedienter, und alle diese hohen Würdenträger stammten aus der Sudra-Kaste.

Eine sehr wichtige Stelle nehmen im indischen Leben die Mönchsorden ein, die in vielen Beziehungen den westastatischen Derwischen gleichen und jetzt gleichsam eine neue Kaste bilden. Sie sind wahrscheinlich aus der den Brahmanen von Menu als vierte Lebensstufe vorgeschriebnen Observanz hervorgegangen und durch den Buddhismus in besondrer Weise gefördert worden. Der in der Einsamkeit lebende Brahmane ist von der Beobachtung aller der tausend äußerlichen Vorschriften der drei ersten Stufen entbunden, um sich lediglich der Beschaulichkeit und der Versenkung in die Gottheit zu widmen. In dieser Zurückgezogenheit und Stille hatte sein Leben große Anziehungskraft für trostbedürftige, von der Welt zurückgestoßne Individuen, die sich in Folge dessen zu ihm gesellten, seinen Worten lauschten und nach und nach seinen Gewohnheiten sich angeschlossen, woraus dann bestimmte Büsserorden entstanden. Dies scheint im achten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung begonnen zu haben, doch ist keiner der jetzt bestehenden Mönchsorden Indiens älter als fünfhundert Jahre. Einige derselben bestehen ausschließlich aus Brahmanen, die meisten jedoch bildeten sich aus allen Klassen, so daß jeder Kastenunterschied aufhörte. Die Brahmanen entsagten der „heiligen Schnur der zweimal Gebornen“ (Wiedergeborenen!), die Mitglieder anderer Kasten ihren Vorrechten, Alle galten als gleich. Die Orden zeigen nichts von der Abgeschlossenheit und dem specifischen Charakter der christlichen, machen sich aber durch ihre Kleidung bemerkbar, indem einige einen schmutzig gelben Turban tragen, andere sich nur mit einer Thierhaut bedecken, noch andere ganz nackt einhergehen. Alle sind durch Gelübde verschiedenster Art gebunden, alle nehmen Almosen an, obwol nur einige darum bitten. Die Lehren und Regeln einiger sind über ganz Indien verbreitet, wogegen die von andern sich auf bestimmte Orte be-

Schränken. Die Novizen müssen sich einer Prüfungszeit von einem bis zwei Jahren unterziehen, während welcher sie durch einen Guru oder Lehrer vorbereitet werden. Die Mehrzahl dieser Orden besitzt Klöster, zu denen Ländereien gehören, andere erhalten sich durch erbettelte Gaben, wieder andere durch Handelsgeschäfte, die jedoch meist verstoßen betrieben werden. Sie stehen unter einem Mohant oder Abt, den sich die Gemeinde entweder selbst wählt oder von dem Collegium der Mohants des ganzen Ordens senden läßt. Bisweilen auch wird der Mohant von seinem Vorgänger ernannt, mitunter ist die Würde erblich. Ein Orden in Bengalen nimmt auch Frauen unter seine Mitglieder auf. Eine dem Krishna geweihte Bruderschaft hält es für Pflicht, sich prächtig zu kleiden und von ausgesuchten Speisen zu leben, aber ihre den sinnlichen Freuden zugeneigte Frömmigkeit erniedrigt sie nicht in den Augen des Volks, im Gegentheil üben sie großen Einfluß und werden von der gläubigen Menge reichlich mit dem zu solchem Gottesdienst Erforderlichen versehen.

Häufiger sind die Orden der Jogies und Topasivies, die sich den ausgefuchtesten Märttern unterwerfen. Ihre Gelübde nöthigen sie z. B. Arme und Beine in einer bestimmten Lage unverändert festzuhalten, bis sie in derselben für immer erstarrt sind. Andere lassen sich durch die Gegenstände, die sie erfaßt haben, die Nägel hindurchwachsen. Das Volk kommt dann täglich, sie zu speisen, zu reinigen und zu küssen. Wieder andere liegen auf Nagelbetten, ewigem Schweigen ergeben. Einige zerfezen sich mit Messern die Glieder, einige legen sich niemals nieder, sondern schlafen gegen einen Baum gelehnt. Einer von diesen Büßern that das Gelübde, den Weg von Benares nach Jagganath, mehre hundert Meilen, in der Weise zurückzulegen, daß er ihn, sich von Fleck zu Fleck wälzend, mit der Länge seines Körpers durchmaß. Die gräßlichsten Erscheinungen unter diesen indischen Mönchen sind die Nagas, welche ganz nackt, mit verworrenem Bart- und Kopfhaar und mit Staub und Asche bestreut einhergehen, und deren Gottesdienst darin besteht, daß sie sich zu gewissen Zeiten als Söldner vermietthen. Sie sammeln sich dann unter ihrem Oberhaupt oft zu vielen Tausenden, um für einen Fürsten oder Freibeuter zu fechten. Früher durchzogen sie, wenn sich Niemand fand, der sie anwarb, in kleinen Haufen das Land, um zu plündern und zu morden, und bei solchen Gelegenheiten kam es bisweilen zu großen Schlachten mit andern Secten oder Orden. So z. B. auf dem großen Jahrmart zu Hardwar 1760, wo die Nagas des Siwa denen des Wischnu ein Treffen lieferten, in dem 18,000 Menschen auf dem Plage blieben.

Manche der Mönchsorden behaupten Wunder thun zu können, einige wandern mit abgerichteten Affen und andern Thieren des Geldverdienstes wegen durch das Land, einige stellen ihre Künste dem Volke nur zur Schau,

um ihre durch heiliges Leben erlangte Macht über die Natur zu beweisen. Zu letzteren gehören jene merkwürdigen Menschen, welche, uns unerklärlichen Kräften und Gesetzen gemäß, mehre Minuten bis vier Fuß über der Erde zu schweben wissen, indem sie sich dabei keiner andern Stütze bedienen, als einer Krücke, auf welche sie den Rücken der einen Hand stützen, während die Finger emsig die Bohnen ihres Rosenkranzes zählen.

Noch merkwürdiger und schwerer zu begreifen ist endlich das Kunststück, bei welchem sich Individuen dieser Mönchsorden lebendig begraben lassen und nach einigen Tagen oder Wochen wieder zum Leben gebracht werden. Das Werk v. Orlich's berichtet mehre dieser Fälle, von denen einer aus dem Jahre 1835 ist. Die Künstler üben sich meist dadurch ein, daß sie sich gewöhnen, den Athem möglichst lange anzuhalten und daß sie sich längere Zeit aller kräftigen Nahrung enthalten und nur von Milch leben, was, wie sie sagen, den Magen vor Fäulniß bewahrt und bewirkt, daß die Haare zu wachsen aufhören. Einer ließ sich auf vierzehn Tage von einem englischen Offizier, der an seinem Vorgeben zweifelte, in einem hölzernen Kasten an einer Stubendecke aufhängen, wo Jedermann sehen konnte, daß kein Betrug stattfand. Der merkwürdigste Fall dieser Art ereignete sich bei Lahore unter Runzit Sing's Regierung, als Sir Claude Wade sich als Bevollmächtigter der indischen Compagnie dort aufhielt, indem ein Fakir nach vorausgegangner Hungerkur sich auf sechs Wochen begraben ließ und nach Verlauf dieser Zeit wieder zum Leben erwachte. Wir geben die Geschichte mit einigen Abfürzungen nach Sir Claude's Bericht, es den Lesern überlassend, ob sie dem Erzähler vollen, halben oder gar keinen Glauben beimessen wollen.

„Am Tage der Ausgrabung,“ berichtet Wade, welcher der Beerdigung des Fakirs beiläufig nicht beigewohnt, die nähern Umstände aber von Runzit Sing und „andern glaubwürdigen Personen seines Hof's, an deren Wahrhaftigkeit nicht zu zweifeln war,“ gehört hatte, „begab ich mich zur festgesetzten Stunde mit Runzit Sing nach dem Orte, wo der Fakir begraben lag. Es war ein viereckiges Gebäude in der Mitte eines Gartens, der mit dem Palast von Lahore in Verbindung stand. Dasselbe war mit einer Verandah umgeben und besaß nur in der Mitte ein Gemach, das ganz abgeschlossen war. Runzit Sing war von seinem ganzen Hofe begleitet. Als er von seinem Elephanten gestiegen, forderte er mich auf, mit ihm das Gebäude zu untersuchen und nachzusehen, ob Alles verschlossen und in solchem Zustand sei, wie er es verlassen. Dies geschah. Es befand sich nämlich auf jeder der vier Seiten eine Thür. Drei davon hatte man mit Ziegeln ganz, die vierte, welche sehr stark war, nur bis zum Schloß zugemauert. Das letztere hatte Runzit Sing mit seinem Privatpertschaft eigenhändig versiegelt, als der Fakir begraben worden war. Der Maharadscha erkannte das Siegel als das seine an. Er selbst,

so ungläubig, als irgend ein Europäer bei solchem Fall sein konnte, hatte, um jeden Betrug zu vermeiden, zwei Compagnien seiner Leibwache während der sechs Wochen in der Nähe des Orts aufgestellt, von welchen vier Schildwachen vor demselben postirt waren, die alle zwei Stunden abgelöst wurden. Außerdem hatte ein höherer Beamter des Palastes den Auftrag gehabt, den Ort öfters zu besuchen und darüber Bericht zu erstatten. Endlich mußte der Offizier der Wache Morgens und Abends Meldung machen.

Wir setzten uns in die Verandah, der Thür gegenüber, während die Leute das Mauerwerk von derselben wegräumten und einer der Offiziere das Siegel ablöste und das Vorlegeschloß aufmachte. Als die Thür geöffnet wurde, zeigte sich ein dunkles Gemach. Runzit und ich gingen, vom Diener des Fakirs begleitet, hinein, ein Licht wurde gebracht, und wir stiegen in eine drei Fuß unter dem Boden befindliche Zelle hinab. In derselben stand aufrecht ein hölzerner Kasten, gegen fünf Fuß lang und vier Fuß breit, mit dachförmiger Bedeckung und mit einem Siegel und Schloß verwahrt. Nachdem wir denselben geöffnet und den Deckel abgehoben, erblickten wir eine Gestalt, die in einem über dem Kopf mit einer Schnur zusammengezogenen Sack von weißer Leinwand saß. Bei Enthüllung derselben wurden Geschütze abgeseuert, und die außerhalb stehende Menge drängte sich neugierig an die Thür, um das Schauspiel betrachten zu können. Nachdem Jedermann seine Neugier befriedigt, trat der Diener des Fakirs hinzu, umschlang mit seinen Armen die in dem Kasten liegende Gestalt, nahm sie heraus, und den Deckel des Kastens wieder schließend legte er den Körper des Fakirs, der gleich einem Hindugöhen in den engen Raum gezwängt worden war, mit dem Rücken auf denselben.

Runzit Sing und ich saßen in der schmalen Zelle dem Körper gegenüber auf dem Boden. Der Diener begann jetzt warmes Wasser über den Körper auszugießen; da ich aber den Hergang genau zu sehen und jeder Täuschung vorzubeugen wünschte, so schlug ich vor, die Leinwand zu öffnen. Indem ich dieß that, bemerkte ich, daß der leinene Sack sich anföhlte, als wäre er einige Zeit begraben gewesen. Die Beine und Arme des Fakirs waren zusammengeschrumpft und steif, das Gesicht voll, der Kopf lag auf die Schulter gelehnt, wie der einer Leiche. Ich rief nun einen Arzt herbei, der mich begleitet hatte, damit er den Körper untersuche, und dieser vermochte weder im Herzen, noch an den Schläfen, noch an den Armen eine Bewegung des Pulses zu entdecken. Dagegen zeigte sich einige Wärme am Gehirn, dem einzigen Theile des Körpers, wo solche wahrzunehmen war.

Der Diener fing jetzt an, den Leichnam mit warmem Wasser zu waschen. Dann wurden von uns allmählig Arme und Beine aus der unbeweglichen Lage befreit, und Runzit ergriff sein rechtes, ich sein linkes Bein, um durch Reibungen Leben in dieselben zu bringen. Während dieser Zeit hatte der

Diener aus Weizenmehl einen zoldicken Kuchen gemacht und denselben heiß auf den Wirbel des Kopfes gelegt, ihn wieder abgenommen und dies wiederholt. Dann zog er das Wachs und die Baumwolle heraus, womit man dem Begrabenen Nasenlöcher und Ohren verstopft hatte, und nach großen Anstrengungen öffnete er vermöge einer Messerklinge, die er zwischen die Zähne klemmte, den Mund (ist der Bericht überhaupt wahr, so muß man annehmen, daß der Fakir sich durch irgend ein unbekanntes Mittel künstlich in Starrkrampf versetzt hatte) und zog, während er die Kinnbacken mit der linken Hand offen hielt, mit der rechten die Zunge hervor, welche dabei einige Male seinen Fingern entschlüpfte und in die frühere gebogene Lage zurückschnellte. Nun rieb er die Augenlider einige Secunden mit Ghy (geklärter Butter), bis sich dieselben öffneten; die Augen erschienen jedoch glasig und bewegungslos.

Nachdem der heiße Kuchen das dritte Mal auf den Wirbel des Kopfes gelegt worden, begann der Körper in convulsivische Bewegungen überzugehen, die Nasenlöcher bewegten sich vom Athem, ein Schweiß brach aus, und die Glieder bekamen eine mehr natürliche Fülle; aber der Puls war noch immer kaum zu fühlen. Der Diener legte etwas von der geklärten Butter auf die Zunge, so daß der Fakir es hinunterschlucken mußte. Wenige Minuten nachher zeigte sich Leben in den Augäpfeln, dieselben gewannen allmählig ihre ursprüngliche Färbung, und der Fakir, indem er Runzit erkannte, stammelte mit matter, kaum hörbarer Stimme die Worte: „Glaubst Du mir jetzt?“ Runzit Sing bejahte es, hing ihm ein Perlenhalsband um, befestigte zwei prächtige goldene Spangen an seine Arme und schenkte ihm außerdem ein förmliches Khelat von Seidenstoffen, Muslin und Shawls.

Von dem Augenblick an, wo die Kiste geöffnet wurde, bis zu dem, wo der Fakir seine Stimme wiedergewann, mochte eine halbe Stunde verfloßen sein, und nach Verlauf einer andern halben Stunde redete er mit mir und den anderen Personen, die ihn umgaben, jedoch mit schwacher Stimme, gleich einem Kranken.“

Unter den ihre Pflichten streng beobachtenden Fakirs, Gosayens oder Yogies ist es Gebrauch, daß sie, wenn sie einer Krankheit zu erliegen fürchten, den Athem anhalten und sich begraben lassen. Uebrigens sagt, wie eine Anmerkung des Herausgebers bemerkt, Dr. Braid in einer 1850 erschienenen Brochüre, daß ein Oberst Townsend fast vierundzwanzig Stunden leblos bleiben konnte. In Dabistan wird erzählt, daß einige Personen ihren Athem drei Stunden hätten anhalten können, einer hat es auf zwölf Stunden gebracht, und von Balih Natha, der hundert Jahre alt wurde, berichtet man, daß er zwei Tage lang ohne Athem existiren konnte. Endlich ist noch hierher zu beziehen, daß das Anhalten des Athems bei einigen Gebeten der Brahmanen vorgeschrieben ist.

Ein ganz eigenthümlicher Stamm Indiens sind die Radshputen, die im Nordwesten von Hindostan wohnen und ein stolzes, kriegerisches Geschlecht sind. Während der demüthige Hindu das Kind heilig hält und nur von Früchten, Kräutern und Wasser lebt, schlachtet der Radshpute Büffel, jagt und ißt den Eber und den Hirsch und schießt wildes Geflügel. Er liebt das Blut, bringt seinem Kriegsgott Har Blut und Wein als Opfer und bedient sich eines Menschenschädels als Opferbecher, verehrt sein Roß, sein Schwert und hört lieber Kriegsgesänge, als die Litanei des Brahmanen. Selbst der Arme bewahrt den Stolz seiner Ahnen, oft sein einziges Erbtheil. Er verabscheut den Pflug und will sich seiner Lanze nur zu Pferde bedienen. Das Volk zerfällt in verschiedene Rangstufen, Fürsten, höhern und niedern Adel. Die Geschichte der verschiedenen Staaten des Volkes ist äußerst blutig. Ein Beispiel ist der Staat Mewar, aus dessen Annalen wir eine Episode erzählen, die in einigen ihrer Züge an den trojanischen Krieg erinnert.

In der Zeit, wo in Chietore, der Hauptstadt Mewars, das Kind Rana Lakunsi unter der Vormundschaft seines Oheims Bhiemsi regierte, zog der Tartarenkönig Alauddin mit einem zahllosen Heer heran, aber nicht um das Land zu erobern, sondern um die Gemahlin Bhiemsi's, des Reichsverwesers zu gewinnen. Dieselbe, Pudmani genannt, „war die Schönste ihres Geschlechts, dadurch aber die Ursache vieler Uebel“ (wie Helena). Ihre Schönheit und ihr Schicksal ist der Gegenstand der beliebtesten Bardengesänge. Nach langer vergeblicher Belagerung der Stadt begnügt sich Alauddin mit dem Wunsch, nur einmal ihre unaussprechlichen Reize zu schauen, und erklärt sich damit zufrieden, daß man sie ihm im Spiegel zeigt. Dem Worte des Radshputenfürsten vertrauend, betritt er im Gefolge weniger Getreuer das feste Chietore, und nachdem sein Wunsch erfüllt worden, kehrt er zurück. Bhiemsi will ihm an Vertrauen nicht nachstehen, und so begleitet er ihn eine Strecke, hier aber wird er verrätherischer Weise von den Tartaren ergriffen und in deren Lager geschleppt. Seine Freiheit soll ihm nur wiedergeschenkt werden, wenn er Pudmani ausliefert.

Die Kunde von dieser Treulosigkeit verbreitet Verzweiflung in Chietore. Pudmani erklärt sich bereit, sich dem Feinde zu ergeben, sinnt aber mit ihrem Oheim Gorah und ihrem Neffen Badul eine List aus, um ihre Ehre unbeschleckt zu erhalten und doch ihren Gatten zu befreien. An den Tartarenfürsten wird die Antwort gesandt, daß sie an dem Tage, wo er die Belagerung aufhebe, mit einer ihrem Range angemessenen Begleitung von Dienerinnen zu ihm kommen werde. An dem verabredeten Tage begibt sich ein Zug von siebenhundert Balankinen nach dem königlichen Lager, dem Anschein nach mit jenen Dienerinnen, in Wahrheit aber mit den tapfersten Kriegern der Stadt besetzt, die von je sechs andern in Träger verkleideten Kämpfern getra-

gen werden (das trojanische Pferd). Im Lager angekommen, wurden die Palankine hingestellt, und Whiemfi erhielt eine halbe Stunde Zeit, um sich von seiner Gattin, die aber nicht wirklich mit erschienen war, auf ewig zu verabschieden. Dann wurde der Hindu Fürst in eine Sänfte gelegt, um nach der Festung zurückgebracht zu werden. Aber Alaudin wollte sich nicht von seinem Gefangenen trennen. Eben hatte er Befehl gegeben, ihn wieder festzunehmen, als die Krieger (wie einst die Hellenen aus dem trojanischen Pferde) herbeisprangen. Sie erlagen in tapferm Kampf, aber Whiemfi entkam, erreichte Chietore und setzte hier die Vertheidigung gegen die Feinde fort. Lange währte der Streit, Wunder des Heldenmuths wurden verrichtet, viele der edelsten Krieger fielen, auch Whiemfi, aber die Stadt wurde gerettet und die Ehre der schönen Pudmani bewahrt. Alaudin zog für diesmal ab, ohne Chietore eingenommen zu haben. Den verwundet aus der Schlacht heimkehrenden Badul (er zählte erst zwölf Jahre) fragte Pudmani, wie ihr Gatte und Herr gekämpft habe. „Er war“, antwortete der Ermattete, „der Schnitter der Schlachtenernte.“ Ich folgte seinen Schritten, demüthig Nachlese haltend. Auf dem blutigen Bette der Ehre breitete er einen Teppich von Erschlagenen aus. Ein Barbärenfürst ward sein Ruheklissen, er streckte ihn nieder und schläft nun umgeben von todtten Feinden.“ Noch einmal fragt sie ihn: „Sage mir, Badul, wie meine Liebe sich benahm?“ — „O Mutter, wie soll ich Dir weiter seine Thaten schildern, wie ihn preisen, der keinen Feind übrig ließ, ihn zu fürchten oder zu bewundern!“ Sie lächelte dem Knaben zu, und mit dem Ruf: „Mein Herr wird meiner warten“ sprang die schöne Wittwe in die Flammen des Scheiterhaufens.

Wie blutig und grausam die Götter waren, welche damals herrschten, zeigt der weitere Verlauf des Krieges. Nach einiger Zeit kehrte Alaudin zurück, und ein anderer Fürst suchte mit Hülfe seiner zwölf Söhne die Mauern von Chietore zu vertheidigen. Während er nach einem hartnäckigen Kampf sorgenvoll auf seinem Ruhebett lag und die Zukunft erwog, rief eine Stimme durch die Todtenstille der Nacht: „Ich bin hungrig!“ und als er seine Augen nach der Stelle hinrichtete, sah er zwischen den Granitsäulen die erhabene Erscheinung der Schutzgöttin des Landes. „Noch nicht gesättigt?“ fragte der Rana, „obgleich achttausend meines Geschlechts dir geopfert sind.“ — „Ich muß königliche Opfer haben,“ antwortete die Göttin, „und wenn nicht zwölf von denen, die das Diadem tragen, für Chietore bluten, so wird das Land dir genommen werden.“ Mit diesen Worten verschwand sie.

Als der Rana am Morgen den Hauptlingen erzählte, was ihm begegnet, hielten sie es für einen Traum. Er gebot ihnen, die folgende Nacht ihm zur Seite zu bleiben. Und siehe da, die Göttin erschien abermals und wiederholte ihr Verlangen. „Wenn auch Tausende von Barbaren die Erde bedecken,“ so

schloß sie, „was sind diese für mich? An jedem Tage kröne einen der Prinzen. Laß den Sonnenschirm, den rothen Regenschirm und den fliegenden Schweif des wilden Stiers in goldnem Griff seine Herrschaft verkünden, und drei Tage gehorchet seinen Befehlen, am vierten laßt ihn den Feind und sein Schicksal auffuchen. Nur dann will ich euch treu bleiben.“ Ein edler Wettstreit entspann sich nun zwischen den Brüdern, jeder wollte sich zuerst aufopfern. Ursi machte seine Erstgeburt geltend und wurde gekrönt, der Schirm schützte sein Haupt drei Tage, am vierten fand er den ehrenvollen Schlachtentod. Njessi, der nächste und Lieblingssohn des Rana, verlangte zu folgen, aber der Vater überredete ihn, die Brüder vorangehen zu lassen. Schon waren elf gefallen, da berief der Rana die Häuptlinge und sagte: „Jetzt werde ich selbst mich für Chietore hingeben!“ Diesem Act der Opferung mußte jedoch das Johur vorangehen, d. h. die Verbrennung der Frauen, durch die sie vor Gefangenschaft und Schande bewahrt werden sollten. Der Scheiterhaufen wurde in einem großen unterirdischen Gemölbe aufgeschichtet, wohin niemals das Licht der Sonne drang. Dahin führte man in feierlichem Aufzug die Königinnen, ihre Töchter und Dienerinnen, mehre tausend Frauen. Die Oeffnung wurde hinter ihnen geschlossen, damit ihre Ehre auf ewig durch das verzehrende Element gerettet werde.

Nun erhob sich ein Streit zwischen dem Rana und seinem einzigen noch lebenden Sohne Njessi, wobei letzterer endlich nachgab und sich dem väterlichen Befehl gemäß durch die feindlichen Linien hindurch nach Railwarra rettete, von wo aus später Chietore wieder erobert und die Sonnendynastie neugegründet wurde. Der Rana aber, nun zufriedengestellt, daß sein Stamm nicht aussterben werde, machte sich nach Entfernung Njessis bereit, seinen Heldensohnen in den Tod zu folgen. Er rief die Kampfgenossen, für die das Leben keinen Werth mehr hatte, zusammen, öffnete die Thore, drang in die Ebene vor und fand hier, unter dem dichten Haufen der Feinde Tod und Wunden verbreitend, mit seiner ganzen Schaar sein Ende. Der Tartarenfürst sah, in Chietore einziehend, nur eine Stadt voll Leichen und die noch rauchende Flammengruft, in welcher die Frauen (ähnlich den Belagerten in den Semitenstädten Ninive, Sidon und Karthago) sich geopfert hatten. Seitdem ist diese Höhle heilig geblieben. Kein Auge hat in ihre Dunkelheit geblickt; denn eine ungeheure Schlange hält vor ihr Wache, und ihr giftiger Ddem würde jeden Unberufenen tödten, der sich der Opferstätte zu nahen wagte.